

Waltraud Hüsmert

Vertaling fragment Rudy Kousbroek: De Aaibaarheidsfactor, Elfde druk, november 2010
 pagina 17 t/m 24 (DE AAIBAARHEIDSFACITOR), pagina 47 t/m 56 (KUNSTMATIGE
 MENSELIJKHEID)

DER STREICHELBARKEITSAKTOR

Schon seit Jahren ist mir bewusst, dass sich meine Privateinteilung des Königreichs der Tiere in verschiedener Hinsicht von der allgemein üblichen unterscheidet.

Nichts besagt etwas Grundsätzlicheres über eine Kultur als die Kriterien, die sie zur Klassifikation anwendet; aus einer anderen Kultur stammende Einteilungen haben deshalb mehr als alles andere die Eigenschaft, das Gefühl hervorzurufen: „Darauf wäre ich nie gekommen.“ Das schönste (wenn nicht authentischste) Beispiel dafür ist nach wie vor die von J.L. Borges zitierte Einteilung der Tierwelt in – wie er sagt – einer chinesischen Enzyklopädie, die untergliedert in: Tiere, die dem Kaiser gehören, einbalsamierte Tiere, gezähmte Tiere, Milchferkel, Sirenen, Fabeltiere, streunende Hunde, Tiere, die sich wie toll gebärden, nicht zählbare Tiere, mit feinem Kamelhaarpinsel gezeichnete Tiere, Tiere, die soeben den Wasserkrug zerbrochen haben und Tiere, die von weitem wie Fliegen aussehen.

Kennzeichnend für diese und andere exotisch anmutenden Klassifikationen ist, dass die Kriterien, auf denen sie – soweit erkennbar – beruhen, uns nicht als wesentlich erscheinen; entsprechend wäre einem Mitglied einer anderen Kultur völlig unbegreiflich, dass wir z.B. Autos nach einem kleinen, unwesentlichen, funktionslosen Namensschild am Kühlergrill klassifizieren.

Meine persönliche Einteilung des Tierreichs, die ich seit meinen frühesten Kinderjahren anwende, kommt mir ausgesprochen rational und funktional vor: Sie beruht auf dem Kriterium der *Streichelbarkeit*. Diese Einteilung überschneidet sich in vielerlei Hinsicht mit der in der heutigen Wissenschaft gebräuchlichen; z.B. stehen wirbellose Tiere darin auch auf einer „niedrigeren“ und Säugetiere auf einer „höheren“ Stufe, und das Kriterium der Streichelbarkeit lässt sogar einen, wenn auch leicht modifizierten, Evolutionsgedanken zu. Es gibt aber auch ins Auge springende Unterschiede, zum Beispiel die unmittelbare Evidenz der Tatsache, dass Frauen Männern überlegen sind und, was noch mehr auffällt, dass in dieser

Klassifikation die *Katze* zweifellos das höchstentwickelte Tier ist, das die Natur hervorgebracht hat.

[Illustration S. 19]

Am unteren Ende der Skala stehen die Wesen, die durch einen *negativen* Streichelbarkeitsfaktor gekennzeichnet sind, anders gesagt Tiere, die objektiv unstreichelbar sind, sei es wegen ihrer Substanz (Austern, Quallen) oder wegen ihrer Essenz (Piranhas, Zitteraale), auf dem Fuß (sofern man von einem Fuß sprechen kann) gefolgt von Arten mit einem Streichelbarkeitsfaktor gleich Null, also Tiere, die theoretisch zwar streichelbar sind, jedoch ohne dass diese Handlung beim Streichelnden und beim Gestreichelten irgendeine Empfindung hervorruft. So ist es ein aussichtsloses Unterfangen, eine Schildkröte über das Schild zu streicheln, wie Kinder es manchmal tun; zur gleichen Kategorie gehören Wesen wie Käfer, Krebse und Gürteltiere. Andere Tiere sind vermindert streichelbar als Folge der Umgebung, in der sie leben; dabei denke ich in erster Linie nicht mal an so etwas wie einen Mistkäfer, sondern vor allem an Fische. Goldfische sind zuweilen begrenzt streichelbar, gehören dann jedoch höchstens in eine Kategorie, die ich mit dem Begriff „so what?“ (et alors?) bezeichnen möchte, eine Kategorie, in der man auch die Schlange und die Eidechse findet wie aufs Neue die Schildkröte, aber dann, sofern Letztere nicht bei einem sich nähernden Streichelfinger den Kopf einzieht.

Sind Vögel streichelbar? Es stimmt, dass z.B. Papageien sich am Schädel kraulen lassen, und das zweifellos zu ihrer Zufriedenheit, was sich aus dem Umstand ableiten lässt, dass sie nicht selten die Initiative zu dieser Aktion ergreifen oder ihre Bereitschaft dazu bekunden. Am Kopf kraulen können weniger anspruchsvolle Geister als eine Form von Streicheln betrachten, doch so viel ist sicher: Im Allgemeinen zeigt das gefiederte Volk wenig Interesse daran hat, gestreichelt zu werden. Selbst die Ente, die doch in anderer Hinsicht mit einigem Recht als die Katze unter dem Federvieh bezeichnet werden kann, hat die Gewohnheit, sich unter der streichelnden Hand wegsacken zu lassen, sich geschmeidig zu ducken auf eine Weise, die verhindert, dass überhaupt ein stabiler Streichelkontakt zustande kommt, sodass man sich veranlasst fühlen kann, den zu streichelnden Teil der Anatomie (z.B. den Kopf) mit der anderen Hand zu unterstützen, um nicht verrückt zu werden vor Frustration (dass Enten, wenn man ihnen danach die Freiheit wiedergibt, beim Wegrennen mit den Bürzeln wackeln, macht zugegebenermaßen wieder vieles wett).

Zum Streicheln, das ist unumgänglich, eignet sich ein behaartes Tier besser als ein gefiedertes, so wie ein gefiedertes Tier wiederum besser geeignet ist als ein Tier mit Schuppen (Tiere ohne Haare oder mit nur hier und da einem Haarbüschel blende ich vorerst aus); Behaarung an sich reicht jedoch nicht aus, das Objekt muss zudem wissen, worum es geht. Es gibt eine Kategorie von Tieren, die Streicheln einfach nicht begreifen (auf die Weise, auf die eine Kuh ein Porträt von George Washington nicht begreift); viele Nagetiere fallen darunter. Ein gutes Beispiel ist ein gewisses mir bekanntes Meerschweinchen (*cavia brasiliensis*), das Gestreicheltwerden offenkundig als ein unerklärliches Naturereignis betrachtet, vor dem man sich, wenn man sich ein bisschen zusammenreißt, eigentlich nicht zu fürchten braucht: Manchmal setzt es plötzlich ein, doch nach einer Weile hört es jedes Mal von allein wieder auf. Streicheln über eine bestimmte Stelle an seinem Kopf (dort, wo die Nase in den Hinterkopf übergeht – eine Stirn ist nämlich nicht vorhanden) hält es für herabrieselnden Sand, den es mit einer schnellen Kopfbewegung über die Schulter zu werfen versucht.*

[noot pagina 22 / Anmerkung S. 22]

*Hier handelt es sich unverkennbar um die Analyse eines Laien, der die optimale Streichelstelle nicht berücksichtigt und meint, ein Meerschweinchen sei so etwas wie ein Hund oder eine Katze. Das Streicheln eines Meerschweinchens hat an den Flanken des Tieres zu erfolgen. Wird diese Behandlung korrekt ausgeführt, kann man dem Tier ein spezifisches Streichelgeräusch entlocken. Kousbroek wird dieses Geräusch wohl noch nie gehört haben ...“ (Tobias op 't Hof in *Alikruik Magazine* Nr. 12, 25. März 1976).

Eine äußere Erscheinung, die weitgehende Streichelbarkeit suggeriert, wird nicht immer von einem Tier bewohnt, das, wie ein Behaviorist es nennen würde, „positive caressing-oriented“ ist. So ist ein Bär ein Beispiel für ein Tier, das (jedenfalls bei mir) intensive Streichelimpulse auslöst, und oft denke ich mit einem flauen Gefühl im Magen an die Auserkorenen, meist Bärenführer, die nur die Hand auszustrecken brauchen, um darin z.B. ein Bärenohr zu fühlen oder die, wie ich mir oft vorzustellen versuche, hinter einem Bären stehend ihre Wange auf dessen Schulter und ihre Arme auf dessen Bauch legen können (mit gefalteten Händen). Aber Bären sind davon, glaube ich, nicht besonders begeistert. Sie halten mehr von Würfelzucker. Ist die Streichelbarkeit von Bären immer virtuell? Ist unsere Produktion von Plüschteddys

(genau besehen eines der absonderlichsten Produkte unserer Industriegesellschaft) im Grunde eine Manifestation unerwiderter Bärenliebe?

Wieder eine andere Kategorie erfüllt zwar die Voraussetzung des Behaartseins, wird aber offenkundig lieber *beklopft* als gestreichelt. So wie es kein Zufall sein kann, dass Flagellantentum vor allem in Ländern angetroffen wird, in denen die Kindererziehung berüchtigt ist wegen der dort ausgeteilten Rohrstockschläge, so ist es vielleicht auch nicht rein zufällig, dass es hier die gleichen Tiere betrifft, die in unserer Geschichte immer für Prügel in Frage gekommen sind wie Hunde und Pferde. Es stimmt, dass vor allem Hunde auch gern gestreichelt werden – das verzückteste Hundegesicht, das ich jemals gesehen habe, gehörte einem Hund, der nach Unterrichtschluss vor einer Schule stand und von 17 Kindern gleichzeitig gestreichelt wurde –, doch wenn es auf eine individuelle, Genuss verschaffende Handlung ankommt, erweist sich dieses Konzept als für Hunde nicht vollkommen begreiflich und – soweit begreiflich – aus Beklopftwerden zu bestehen. Wie ich bei einer folgenden Gelegenheit darlegen werde, existiert nur ein Tier, das sämtliche Bedingungen, welche das Kriterium der Streichelbarkeit in Bezug auf Freiheit, Gleichheit, Besitz von Intelligenz und einem glatten Fell, Abwesenheit von Zuschnapp-Reflex etc. ausmachen, gleichzeitig erfüllt, und das ist die Apotheose in der Evolution der Streichelbarkeit (*la loi de la caressabilité croissante*), die Katze.

[pagina 47 t/m 56]

KÜNSTLICHE MENSCHHAFTIGKEIT

Kürzlich reflektierte ich in einem Zeitungsartikel die Möglichkeit *künstlicher Animalität* mittels einer Maschine, die einen Menschen dazu zwingen würde, sich wie ein Tier zu verhalten.

Eine solche Maschine, führte ich aus, könnte um einen Menschen herum gebaut werden; er befände sich also in ihrem Inneren, und die Maschine würde alle seine Ausdrucksformen nach einem bestimmten Schema simplifiziert an die Außenwelt weitergeben.

Solche Maschinen, wollte ich damit sagen, brauchen nicht mehr erfunden zu werden, sie existieren bereits: *Autos*. Zugleich aber ließ ich mich dazu verleiten, Spekulationen über eine Maschine anzustellen, die das Umgekehrte machen würde, also die Lebensäußerungen

nicht reduzieren, sondern nach dem gleichen Schema extensivieren und extrapolieren und somit Tierverhalten transformieren würde in *künstliche Menschhaftigkeit*. „Ein Computer würde zweifellos die Hauptkomponente bilden; dieser Apparat wäre dann an ein Tier angeschlossen, dessen sämtliche Verhaltensweisen und Ausdrucksformen in Mitteilungen auf rationalem und verbalem Niveau umgesetzt würden. Appetit würde übersetzt werden in die Worte: Ich habe Hunger, Zorn in die Worte: Ich bin wütend, Brunft in die Worte: Was bin ich doch verliebt usw. usw.

Wer beschreibt meine Verwunderung, als ich kurz nach der Veröffentlichung des Artikels einen Brief mit folgendem Inhalt erhielt:

„Ihren Artikel gelesen. Auch die umgekehrte Maschine gibt es. Falls Sie mehr darüber erfahren möchten, erwarte ich Sie nächsten Donnerstag um 10.30 Uhr in meinem Labor, Amstel 100.“

F. Domesticus

Selbstverständlich fand ich mich zur angegebenen Zeit dort ein und wurde von einem relativ kleinen, gelenkigen Mann mit einer dunklen Brille und einem markanten Schnurrbart empfangen. Er trug einen grauen Kittel und perlgraue Handschuhe.

„Ich hätte es nie für möglich gehalten, dass jemand das Prinzip meiner Erfindung erraten würde“, sagte er, „aber da Sie das jetzt getan haben, werde ich sie Ihnen zeigen, obwohl die Welt noch nichts davon weiß. Ich habe zwar vor ein paar Wochen einen Bericht an die Zeitschrift *Nature* geschickt, aber sie haben ihn noch nicht veröffentlicht. Ich vermute, dass die Wahrheit meiner Worte angezweifelt wird. Deshalb habe ich mich dazu entschlossen, Sie zu einer Vorführung einzuladen. Da Sie von sich aus das Prinzip eines solchen Apparates formulieren konnten, werden Sie die Möglichkeit einer Realisierung nicht a priori ausschließen.“ Mir fiel auf, dass der Erfinder eine helle, angenehm modulierte Stimme hatte.

Er führte mich in einen großen Raum, in dem mehrere Apparate standen. Den Mittelpunkt bildete tatsächlich ein Computer, und der Rest ähnelte noch am meisten dem Equipment eines Aufnahmestudios sowohl für Bilder als auch für Geräusche. Doch der Bereich, der von den Kameras erfasst wurde, bestand aus einer Art Arena aus Plexiglas.

„Hier werden alle Verhaltensweisen und Reaktionen des Tiers beobachtet“, erklärte mir der Erfinder.

„Nicht nur die Geräusche, die es macht, sondern auch die Atmung, der Herzschlag, die abgesonderten Duftstoffe, die Körperhaltung, Muskelkontraktionen, Bewegungen von Körper und Gliedmaßen, alles wird erfasst.“

„Das Ergebnis dieser Beobachtungen fließt hier in diesen Konverter, der dazu dient, die aufgefundenen Impulse in eine Form zu bringen, die der Computer verarbeiten kann.“

„Der Computer macht nichts anderes, als die so gewonnenen Daten nach einem bestimmten Schema, einem Algorithmus, in Sprache umzusetzen. Das Ganze kann man als eine Art Übersetzungsmaschine betrachten, in diesem Fall jedoch als eine, die tierische Ausdrucksweisen in verbale Botschaften übersetzt und umgekehrt.

Dieser Prozess unterliegt selbstverständlich den gleichen Unvollkommenheiten wie jedes andere Übersetzungsprogramm. Es kann zu Übersetzungsfehlern kommen, noch begünstigt durch die Tatsache, dass es so viele Möglichkeiten gibt, das Lexikon der tierischen Ausdrucksweisen mit dem Vokabular der menschlichen Sprache korrespondieren zu lassen. Eine allgemeine Richtlinie für diese Transformationen zu finden, das war die eigentliche Erfindung – die weiteren Probleme waren nur technischer Art, Hardware. Das Problem lag in der Software, aber ich bin der Ansicht, dass ich das nun auf befriedigende Weise gelöst habe. Ich werde es Ihnen demonstrieren.“

Der Erfinder begab sich in einen anderen Raum, in dem sich Verschlänge mit Versuchstieren befanden, und nahm ein Meerschweinchen aus einem Käfig.

„Wir werden mit etwas Einfachem anfangen“, sagte er, während er das Tier, das unablässig leise, aufgeregte Laute von sich gab, in den mit Plexiglas abgeschirmten Raum setzte und dann begann, an einigen Knöpfen zu drehen.

Über einen Lautsprecher wurden nun verstärkt die Geräusche des Tiers hörbar. Ich dachte erst, ich würde es mir einbilden, aber nach ein paar Sekunden konnte ich einzelne Wörter unterscheiden. Ohne eine Änderung des Timbres waren die Laute in eine Frauenstimme übergegangen.

„Ach, herrjemine“, klagte die Stimme, „was mache ich hier nur? O du lieber Himmel! Dabei war ich doch gerade beim Essen. Das auch noch! Oh, was für ein Unglück! O Gott o Gott! Das geht sicher schief! Und wo ist jetzt meine Möhre? Könnte ich mich doch irgendwo verkriechen! O! O! Das geht nicht gut aus für mich!“

„Bleib ganz ruhig“, sagte der Erfinder in ein Mikrofon, „hab keine Angst, dir passiert nichts.“ Nach weiterem kurzen Zureden wurde das Meerschweinchen sichtlich ruhiger, und das Gejammer verstummte. „Womit warst du gerade beschäftigt?“, fragte der Erfinder.

„Beschäftigt? Beschäftigt?“, wiederholte das Tierchen mit gehetzter Stimme, die noch immer einen Unterton von Besorgnis hatte. „Ach, ich weiß es nicht mehr! Ich vergesse immer alles! Ich war mit etwas beschäftigt, aber womit? Womit nur? Ach ja, jetzt weiß ich es wieder, ich habe eine Möhre gegessen, mit einem Herrn ... Henk. Ein echter Henk-Typ. Er hat mir den

Hof gemacht, aber ich hatte noch keine Lust, so schnell wieder. Obwohl, wenn ich jetzt daran denke ... eigentlich blöd von mir ... was wollte ich noch mal sagen? Ich würde gern was essen. Was ist nur mit mir los? Ich habe Appetit. Aber worauf? Henk? Gurke? Ich weiß gar nichts mehr ... ich bin ganz durcheinander! Ich fühle mich überhaupt nicht wohl ...“

In der Stimme klang wieder zunehmend Panik mit. Der Erfinder nahm das Tier und setzte es wieder in den Käfig. „Sich mit Meerschweinchen zu unterhalten bringt eigentlich nichts“, sagte er. „Mit Ratten klappt es erheblich besser.“ Er nahm eine Ratte aus einem der Käfige und setzte sie in den Raum aus Plexiglas. Schnuppernd schaute sich das Tier nach allen Seiten um. Der Erfinder drehte an seinen Knöpfen, und eine Männerstimme wurde hörbar, eine ziemlich tiefe, etwas heiser klingende Stimme.

„Ich sehe keine einzige“, sagte die Stimme, „aber sie haben bestimmt wieder ihre Pfoten im Spiel. Da heißt es wachsam sein.“

„Wovon reden Sie?“, fragte ich in das Mikrofon, das mir der Erfinder gereicht hatte.

„Von Katzen natürlich“, brummte die Stimme.

„Wieso?“, erkundigte ich mich. „Halten Sie nichts von Katzen?“

„Wir haben nichts gegen Katzen an sich“, antwortete die Ratte, „aber sie bilden nun mal eine Machtgruppe. Und das können wir nicht akzeptieren. Unser Kampf richtet sich nicht gegen die Katzen, sondern gegen die Ordnung, die ihnen ihre heutige Stellung sichert. Wir sind gegen das System. Wir wollen Chancengleichheit.“

„Aber Katzen sind nun einmal stärker“, antwortete ich unwillkürlich.

„Das ist eine Frage der sozialen Umstände“, sagte die Ratte. „Sie genießen vielerlei Vorteile, weil sie an der Macht sind und ihren Kindern eine bessere Bildung ermöglichen können. Das müssen wir ändern, darum geht es in unserem Kampf. Es ist alles zwecklos, bevor wir nicht die bestehenden Machtverhältnisse verändert haben. Erst dann können wir eine neue Gesellschaft aufbauen. In dieser neuen Gesellschaft werden auch Katzen ihren Platz haben, vorausgesetzt, sie ...“

Das Geräusch der Stimme wurde höher und undeutlicher: Das lag daran, dass der Erfinder die Ratte aus der Arena nahm. Ich glaubte, noch die folgenden rätselhaften Worte zu erkennen: „Liebier rieps als tieps!“, bevor das Tier in seinen Käfig zurückgesetzt wurde. Die Worte kamen mir bekannt vor: Wo nur hatte ich sie schon mal gehört?

„Immer die gleiche Leier“, sagte der Erfinder. „Ich werde Ihnen jetzt mal andere Töne vorführen. Fidel, komm mal aus deinem Korb!“ Es folgte ein schabendes Geräusch, und aus einem Korb, der mir vorher nicht aufgefallen war, erhob sich ein ziemlich großer, brauner Hund. Er streckte sich gähnend und kam schwanzwedelnd auf den Erfinder zu.

„Er versteht mich sogar ohne die Maschine“, sagte der Erfinder und führte den Hund in den durch Plexiglas abgetrennten Raum. Aus dem Lautsprecher kam Gemurmel, und mit einiger Mühe erkannte ich die Worte: „sehr freundlich, wirklich nett von euch, ganz reizend, gute Idee, freut mich sehr ...“ und noch mehr von dieser Art.

„Das ist das Schwanzwedeln“, erklärte der Erfinder. „Stellen Sie ruhig eine Frage.“
Mir fiel nichts ein, so überwältigt war ich durch all diese Ereignisse.

„Wie ist es, ein Hund zu sein?“, fragte ich schließlich, beschämt von meinem Stumpsinn.

„Na, eben ganz normal“, sagte eine Stimme wie von einem Jugendgruppenleiter. „Es ist einfach so, schließlich ist man ein Hund. Es gibt nun einmal Unterschiede. Hauptsache, jeder kennt seinen Platz. Wir können nicht alle das Sagen haben, nicht wahr, das gäbe nur Chaos. Deshalb bin ich letztlich für eine starke Autorität, wenn ich so sagen darf. Nett, dass Sie mich hier gefragt haben, sehr freundlich, gute Idee, schön.“

„Und was halten Sie zum Beispiel von Katzen?“

„Mmm, ja, Katzen. Ich weiß eines: Wenn es darum geht, Blinde zu führen, Kinder zu retten, vermisste Personen aufzuspüren, dann sieht man sie nirgends, aber wenn es irgendwo was zu holen gibt, sind sie als Erste da. Verstehen Sie mich bitte nicht falsch, persönlich habe ich wirklich nichts gegen sie, manche meiner besten Freunde sind Katzen, aber das Leben dieser Tiere, das Faulenzen, zwischen den Büchern herumhängen, abends spät ins Bett, morgens nicht aus den Federn kommen – nein, das ist keine Art. Und dann dieses Herumgetobe, man muss sie nur mal hören manchmal des nachts. Ich bin wirklich kein Tugendbold, aber das finde ich irgendwie unanständig, das tut man einfach nicht. Also ich bin mehr fürs Landleben, gesund, zünftige Wanderungen machen; oder eine Laufbahn bei der Polizei: da lernt man Zupacken. Und obendrein erlebt man was. Ein schöner Beruf, alles in allem.“

Der Erfinder ließ den Hund wieder aus der Arena; das Tier schlenderte ein bisschen herum, blieb kurz schwanzwedelnd vor mir stehen und legte sich dann wieder in seinen Korb.

„Ich würde jetzt so gern einmal eine Katze hören“, sagte ich zu dem Erfinder, der gerade die Maschine abstellte. Er drehte sich langsam um, seine Augen funkelten hinter der dunklen Brille.

„Eine Katze“, sagte er, „und was soll das?“ Es hörte sich so an, als käme seine Stimme aus der Wand.

Ich musterte den Erfinder gründlich. Der Schnurrbart – die Ohren, der Schwanz – wieso war mir das nicht eher aufgefallen?